

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 22 (1918)

**Artikel:** Das Brokatkleid  
**Autor:** Hagenbuch, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574681>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

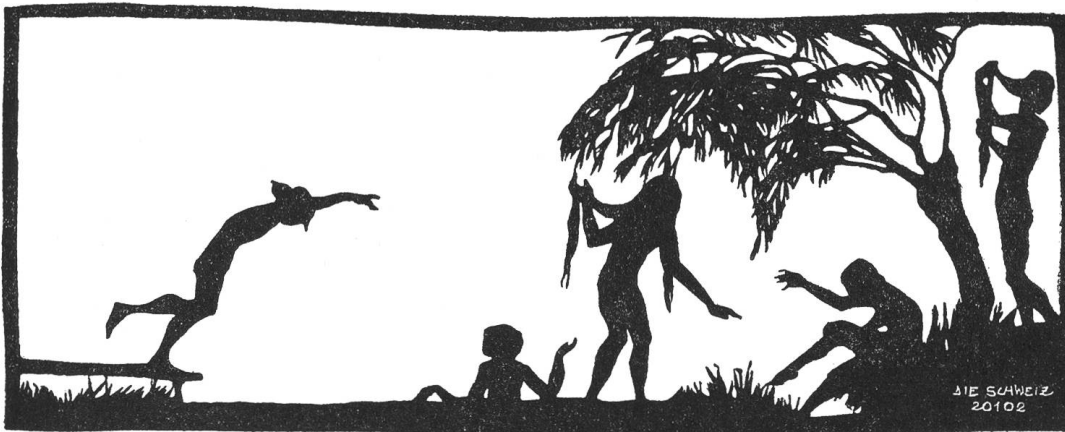
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Irma Frischknecht-Schreiber, Herlsau.

Sommertag. Scherenschnitt (1918).

## Sommertag

Heut hab ich's gut. Im leichten Ruderboot  
Lieg ich, die nackten Glieder wohligh ausgestreckt,  
Von heißer Sommer Sonne sorglich zugedeckt.  
Mein Herz ist still und ferne aller Not.

Die Wellen plätschern an des Schiffleins Rund  
Und singen leis; wie eine Mutter ihrem Kind  
Ein Schlummerliedlein singt. Ein linder Schmeichelwind  
Küßt mir die Lider wie ein Frauenmund.

Ich schlafe ein. Nun weiß ich es gewiß,  
Daß Gott der Herr ein Stücklein laute Seligkeit  
Von seinem Paradies für unsre arme Zeit  
In Gnaden und in Freuden übrig ließ.

Emil Schibli, Lengnau.

## Das Brokatkleid.

Novelle von Hans Hagenbuch\*).

Nachdruck verboten.

Jedesmal, wenn mein Freund Rasmussen nach Berlin kommt, muß ich ihn durch das Straßengetümmel zu den großen Warenhäusern führen und abends ins Variété oder in den Zirkus begleiten. Ihn, den Maler, der den größten Teil des Jahres droben im Norden sein einsames Landhaus bewohnt, wo er nichts sieht als Meer und Strand und Wald, ihn reizt hier das hantbewegte Leben, der freudige Rhythmus der jungen Millionenstadt. Und ich lasse es mir ganz gerne gefallen, einmal auf ein paar Tage die Welt um mich her mit seinen Maleraugen zu sehen,

die überall Wunder von Farbe und Bewegung schauen, wo wir nichts als die alltäglichsten Dinge erblicken.

Es war bei einem solchen Besuch, daß ich Rasmussen zum ersten Mal den damals neu erbauten Warenhauspalast am Leipzigerplatz zeigte, dieses seltsame Bauwerk, das von außen wie ein gotischer Dom aussieht und innen ein Bazar ist. Und ich war recht gespannt auf das Urteil meines Freundes.

\*) Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß die vorliegende Erzählung eines jungen Schweizer aus einer Zeit stammt, die von Kriegsnöten noch nichts wußte.

„Herrlich und abscheulich zugleich,“ sagte Rasmussen, als wir drinnen im Menschengewimmel die mit Marmor ausgelegten Treppen zum ersten Stockwerk emporstiegen. „Herrlich diese hochgewölbten, glitzernden Räume, über deren Formen es zuweilen liegt wie eine Erinnerung an Venedig, abscheulich aber der Gedanke, daß in diesem Märchenschloß Frau Müller und Frau Schulze ihre Strümpfe und Unterjacken einkaufen! Und doch ist es nur ein Zeichen unserer pietätlosen Zeit, die wie ein Kind nach allem Glänzenden greift, gleichgültig, ob es ein geheiligtes Kronjuwel oder eine Glasperle von der Straße ist, die den Dom zum Mammonstempel und den königlichen Prunksaal zur Bierneipe macht! Denn wie hier in diesem Feenpalast Schuhwichse und Fußpomade, Schlipse und Hosenträger verkauft werden, so trinken wir heute gelassen unser Glas Bier in Räumen, zu deren Gefäßen ehrwürdige Klosterbibliotheken das Vorbild gegeben haben. Und in Sälen, deren Architektur unsern Vorfahren für Krönungsräume gerade gut genug war, verzehrt der Spießbürger seine Schweinsrippen mit Sauer Kohl!“

Rasmussen wurde von diesen Betrachtungen bald durch den Anblick eines Restes Brokatstoff abgelenkt, der neben andern auf einem der nächsten Tische lag. Ich kannte meines Freundes Vorliebe für schöne bunte Stoffe und war wenig erstaunt, als er wie gebannt stehen blieb, um die reichen Muster dieser Stücke genauer zu betrachten. Es dauerte auch nicht lange, bis eine der Verkäuferinnen mit der Frage vor ihm stand: „Der Herr wünschen?“ Aber Rasmussen wandte sich bei dieser Frage nicht, wie die vielen müßigen Beschauer, zum Gehen, sondern nahm zu meinem großen Erstaunen eines der prächtigsten Stücke, prüfte es sorgfältig und erkundigte sich nach dem Preise.

„Schön, nicht wahr?“ sagte Rasmussen, indem er mir das Gewebe mit einer eigenartigen Gebärde zuschob.

Es war in der Tat ein herrlicher schwerer Seidenstoff in zarter Lilafarbe, mit fast unmerklichen Wasserstreifen unter den großblumigen Stückerien.

„Gewiß,“ antwortete ich, etwas verlegen über die unerwartete Laune meines

Freundes. „Aber was in aller Welt willst du damit anfangen?“

„Das werde ich gleich erzählen. Ich will dir sagen, warum ich gerade dieses Stück Brokat haben muß, das mich an eine der merkwürdigsten Geschichten meines Lebens erinnert. Dies gestickte Muster, das dich als reines Ornament entzückt, ist für mich eine Art Hieroglyphenschrift, die mir ein ergreifendes Menschenjochsal enthüllt. Ich werde dir das alles noch genau erklären. Doch tue ich dies, offen gestanden, lieber in Ruhe bei einer Flasche Wein, umso eher, als es ohnehin bald zum Essen Zeit ist.“

„Ich kann mich gedulden,“ sagte ich, immer mehr erstaunt über die plötzliche Lebhaftigkeit Rasmussens, die mir bei dem sonst so ruhigen Nordländer doppelt ungewohnt vorkam. Es war, als hätte mein Freund mit einem Mal das Auge für die ganze Umwelt verloren und seinen Blick völlig nach innen gefehrt, wo scheinbar ein Bild das andere verdrängte. Er sah nicht mehr die Lichterpracht, die von den Decken herniederstrahlte, er beachtete auch nicht mehr die links und rechts aufgestapelten Schätze, seit er sein Stück Brokat eingewickelt unter dem Arm trug. Während wir dann die Treppen in den untersten Saal hinabstiegen, schwärmte er von prächtigen Meßgewändern, von Prunkwesten und Frauenkleidern aus Brokat und äußerte sein Bedauern über unsere nüchterne Mode von heute, die alle freudigen Farben verbannt hat.

Als wir uns endlich durch den immer dichter werdenden Menschenwall glücklich einen Weg auf die Leipzigerstraße gebahnt hatten und ins Freie traten, war es bereits Nacht. Nur im Westen glomm noch ein gelber Streifen, von dem sich die elektrischen Bogenlampen in grellem Violett abhoben, diese runden Lampen, die sich vom Potsdamer Platz bis hinunter zum Spittelmarkt drängten wie eine durch den Nachthimmel gespannte Kette von leuchtenden Riesenperlen. Und darunter strahlten die zahllosen kleinen Lichter von den Häusern, den Reklameschildern und den Schaufenstern, auf eine unabsehbare Menschenmenge nieder, die sich zu dieser Abendstunde durch die breite Straße wälzte.

Rasmussen sagte kein Wort, während wir uns langsam durch das Gedränge schoben; aber ich sah es, wie er im Zauber dieses Anblicks schwelgte, der wie geschaffen war, jene zu befehlen, die der Großstadt alle Poesie absprechen. Hier war ein Bild, wie es noch kein Jahrhundert gesehen hat und dessen grandiosen Stimmungsgehalt vielleicht erst spätere Geschlechter voll zu empfinden imstande sein werden. Mein Freund war so sehr versunken in diesen Anblick, daß er all die kalten und neugierigen, fragenden und begierlichen Blicke kaum zu beachten schien, die sich auf Momente an seine Hünengestalt hefteten.

In einem jener intimen Weinlokale, in denen man an kleinen, von roten Lämpchen erleuchteten Tischen sitzt, wo die Gespräche nur im Flüsterton geführt werden und auf schweren Teppichen die Kellner unhörbar einherschweben, hielten wir Einkehr. Raum hatten wir Platz genommen, so öffnete Rasmussen das Paket, das er bisher wie einen Schatz unter dem Arm getragen hatte, und breitete das schillernde Gewebe auf dem Tische aus. Und während seine Augen gleichsam mit Wollust den Seidenglanz einsogen, fuhren die Finger langsam über den Stoff, als ob auch sie imstande wären, beim Betasten die Schönheit der aufgestickten Ornamente zu fühlen.

„Wann bekomme ich die Geschichte zu hören, die du mir versprochen hast?“ wagte ich endlich Rasmussen zu unterbrechen.

„Zum Nachtiſch, mein Lieber,“ meinte dieser lächelnd und legte den Stoff wieder sorgfältig zusammen. „Ich lasse inzwischen eine gute Flasche kalt stellen... Ich habe ja Bilder verkauft!“ fuhr er nach einer Weile fort, gleich als müßte er den eben angekündigten Luxus vor mir entschuldigen. „Und außerdem: die Geschichte, die ich dir zu erzählen habe, ist denn doch zu gut für den ersten besten Grüneberger!“

Ich hatte natürlich gegen Rasmussens Vorschlag nichts einzuwenden.

Beim Essen sprachen wir dann über alle möglichen gleichgültigen Dinge. Als aber die letzte Banane geschält war, ließ Rasmussen die im Eis stehende Flasche

entförfen, und während der Kellner mit Eleganz die Kelchgläser füllte, breitete mein Freund den Brokatstoff von neuem vor sich aus. Wieder hingen seine Augen an den Stickereien, gleich als könnten sie aus den verschlungenen Linien des Ornaments den Gang der Geschichte ablesen, die ich zu hören bekommen sollte.

„Du kennst Knud Sandholm?“ brach Rasmussen endlich das Schweigen.

„Der in der letzten Sezessionsausstellung die große Kollektion hatte?“

„Gewiß; es geht ihm jezt gut. Eben ist aus Wien die Nachricht gekommen, daß er mit seiner dortigen Ausstellung großen Erfolg gehabt hat. Das war nicht immer so. Und die Geschichte, die ich dir erzählen will, handelt eben von der Zeit, da Knud Sandholm noch ein armer Teufel war. Freilich, als ich ihn kennen lernte, da schlug er sich ganz ordentlich durch. Es war in jener Periode, da seine Bilder, bei aller Persönlichkeit, die aus ihnen sprach, noch so sehr im Banne des Herkömmlichen standen, daß sie beim Publikum einigen Anklang fanden. Damals konnte er nach der Ansicht der Kritiker noch malen, was ihm dann ein paar Jahre später von allen Seiten so heftig bestritten wurde. Das war auch die Zeit, wo er sich mit Ada Stembild verheiratete. Du hast diese seltsame Frau vielleicht selbst schon gesehen und bewundert, ohne zu wissen, wer sie war. Bei der Eröffnung der Sezessionsausstellungen konnte man sie häufig sehen, das zarte, sylphenhafte Wesen, an der Seite ihres baumstarken Mannes. Und von dieser Frau handelt meine Geschichte.“

Ich kannte Ada schon als Kind, als sie im kurzen Röädchen und mit offenen Haaren mit mir im Kornfeld Verstecken spielte oder am Strand Muscheln suchte.

Ihr Vater war Pastor. Aber da droben ist ein Pastor etwas ganz anderes als bei euch, oder war es wenigstens noch zu der Zeit, da der alte Stembild lebte. Dieser war als Pfarrherr in seiner Gemeinde ungefähr das, was ein König in seinem Reich. Wie der Herrscher im Lande der einzige ist, dessen Haupt die Krone schmückt, so war der alte Pastor in seiner Gemeinde der einzige, der einen Zylinder trug. Und das herrschaftliche Pfarrhaus mit den Schlingrosen an seinen weißen

Mauern, mit Stall und Hof und dem schattigen Garten war in der Tat auch eine nicht zu verachtende Residenz. Wie jeder rechte Souverän hatte der Pastor von Rüdersholm — so hieß der Heimatort der kleinen Ida — neben seinem Herrschersitz auch einen großen Flaggenmast, der weithin verkündete, wenn in der Pfarrfamilie ein Geburtsfest oder sonst ein Freudentag war. Eine zweite, weiter unten angebrachte Fahnenstange war für die „Untertanen“. Da wurde die Flagge gehißt, wenn sie im Dorf eine Hochzeit feierten.

Der alte Stembild war ein prächtiger Mann mit weißem, wallendem Vollbart, so, wie man sich als Kind etwa den lieben Gott vorstellt. Er erschien wie ein Riese neben dem kleinen behäbigen Bischof, der von Zeit zu Zeit zur Inspektion nach Rüdersholm herüberkam. Besonders feierlich aber sah der alte Pastor aus, wenn er Sonntags mit gravitativen Schritten zu seinem Gotteshaus emporstieg. Ein von alten Buchen überschatteter Weg führte vom Pfarrhaus zur Kirche hinauf, die von ihrem erhöhten Standpunkt mit dem weithin leuchtenden Weiß der Mauern die ganze Gegend beherrschte und sogar vom Meer aus sichtbar war. Dieser Eigenschaft als Seezeichen verdankte das Gotteshaus von Rüdersholm in frühern Zeiten den Besitz einer kleinen vorgelagerten Insel, eines Geschenkes von König Christian IV., dem nach der Sage bei einer nächtlichen Irrfahrt im Nebel ein hervorbrechender Mondstrahl auf diese Kirche den richtigen Schiffsweg gewiesen haben soll.

Wenn dann aber der Pastor seine Predigt beendet hatte und die letzten Sonntagsgäste weggefahren waren, die nach alter Sitte ihre Pferde im Hofe des Pfarrhauses eingestellt hatten, dann konnte man ihn behaglich rauchend unter dem Geißblattlaub seiner Veranda sitzen sehen, ihm zur Seite die schon stark ergraute Gattin, die dann meist in irgendein Buch vertieft war. Aber auch wenn sie gerade kein solches vor sich hatte und nur still in die Landschaft blickte, war es, als sehe sie nicht bloß die Buchen und den roten Himmel darüber, sondern als wüßte sie auch aus diesen Zeichen etwas zu lesen, was

wir jungen Leute nicht verstanden. Sie war eine zarte, feine Frau, die Pastorin Stembild, zu der wir alle wie zu einer gütigen Fee aufblickten. Noch heute wundere ich mich oft darüber, wie es diese milde Frau verstanden hat, den weitläufigen Pfarrhof zu leiten, diese Frau, die bei aller Klugheit und Geschicklichkeit doch wieder so weltfremd und verträumt war wie die Lieder, die sie am liebsten abends in der Dämmerung sang und die auch die kleine Ida in früher Jugend schon lernte. Es waren aber nicht mehr die gleichen Lieder, wenn sie das Kind mit seiner frischen Stimme sang. Die Schwermut war aus ihnen gewichen, und nur eine leise träumerische Anmut, die bisweilen einen Zug ins Schelmische hatte, lebte noch in ihnen. Und während die Frau Pastorin sozusagen nur für sich selbst und ihre Kinder in unbelauchten Momenten sang, war Ida überall und jederzeit zum Singen bereit. Sie sang mit uns Jungen, sie sang vor den Dorfbewohnern und den Gästen des Pfarrhofes, und sie sang auch auf Wunsch ihres Vaters in den Häusern der Kranken und Armen der Gemeinde. Und überall, wo ihre Stimme laut wurde, hellten sich die Mienen auf, fingen stumpfe Blicke zu leuchten an. Aber niemand ahnte, daß die Art, wie das kleine Mädchen mit seiner ungeschulten Stimme die Lieder der Mutter sang, mehr taugte als all der Singsang, um dessentwillen man an den seltenen Konzerttagen den langen und beschwerlichen Weg nach der nächsten kleinen Stadt unternahm.

Damals hatte Ida noch zwei Geschwister, einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester, die beide mit bewundernder Liebe an ihr hingen. Und auch bei ihren Eltern war sie, als das zarteste der drei Kinder, der verwöhnte Liebling. So kam es, daß mancher tolle Streich ihr nachgesehen wurde, der sonst vor den Augen des gestrengen Pastors schwerlich Gnade gefunden hätte. Denn trotz aller körperlichen Zartheit war Ida ein rechter Wildfang, der sogar bisweilen den Jungen zu schaffen machte und uns nicht selten an Rühnheit der Einfälle übertraf. Eines ihrer vielen Streiche, über den wir noch jahrelang gelacht haben, entsinne ich mich ganz besonders deutlich.

Seit Olms Zeiten hatte die Kirche von Rüdersholt an ihren Fenstern alte, völlig verschossene rote Vorhänge besessen, die der Pastor schon längst gerne durch neue ersetzt gehabt hätte. Aber es war ihm nie gelungen, diesen Wunsch zu verwirklichen. Immer hieß es, die Tücher wären ja noch ganz und täten ihren Dienst so gut wie neue, sodaß sich der Seelsorger zuletzt wohl oder übel mit seinen alten Vorhängen begnügte. Nicht aber die kleine Uda. Die empfand diese verblichenen Fäden, die das Heiligtum ihres Vaters verunzierten, wie einen Schimpf, und ohne ein Wort zu sagen, schlich sie sich einmal am Tage der Visitation allein in die Kirche, um kurz entschlossen die morschen Tücher entzweizureißern. Von jener Zeit an hatte die Kirche von Rüdersholt neue Vorhänge. Als der alte Stemhild nachträglich erfuhr, wie er zu diesen gekommen war, konnte er bei all dem Jorn, den er äußerlich zur Schau tragen mußte, doch die innere Freude über den Streich seiner Tochter nicht verbergen, deren kindliche Reife das erreicht hatte, was dem ehrwürdigen Gottesgelehrten mit all seiner Beredsamkeit nicht gelungen war.

✠ Mir, der ich damals noch ein Junge in den Flegeljahren war, machte dieser Streich natürlich einen ganz ungewöhnlichen Eindruck. Von jenem Augenblick an stieg die Hochachtung für die kleine Uda bei uns Anaben ins Grenzenlose. Es war nicht mehr als selbstverständlich, daß wir alle in das zarte und doch so lebensfrohe Geschöpf mit dem üppigen, stets etwas zerzausten Blondhaar verliebt waren. Immer, wenn ich später während der langen Zeit meiner Abwesenheit von der Heimat Udas gedachte, so trat zuerst das Bild jenes blonden Haares in meine Erinnerung, das ihr kleines Gesicht umrahmte und stets so ausah, als hätte eben der Meereswind darin gewühlt.

\* \* \*

Das erste Mal, daß ich meine Freundin nach langen Jahren wieder sah, war an ihrem Hochzeitstage. In Kopenhagen, wo sie häufig bei Verwandten weilte, hatte Uda ihren Bräutigam, den Maler Knud Sandholm, kennen gelernt. Die beiden baten mich so inständig, zu ihrer Vermählung nach Dänemark zu kommen,

daß ich nicht widerstehen konnte. So fuhr ich denn nach Rüdersholt, um Uda als Brautführer nach der Kirche zu geleiten.

Inzwischen hatte sich in der Pfarrfamilie manches verändert. Der alte Stemhild und Udas Bruder waren gestorben, und die Mutter, die nun mit ihren beiden Töchtern ein bescheidenes Häuschen unten im Dorfe bewohnte, war noch stiller geworden. Ihre Lieder schwiegen jetzt auch in den Abendstunden. Aber sie lebten bei Uda fort, die über all dem Traurigen, das im Laufe der Jahre über sie und ihre Familie hereingebrochen war, das Singen nicht verlernt hatte.

Auch nicht das Lachen. Als wir am Morgen des Hochzeitstages zusammen zur Kirche fuhren, wunderte ich mich, wie wenig Uda von jener tränenfälligen Stimmung angehaucht war, in der sich die meisten Bräute an diesem Tage gefallen. Sie lachte und scherzte und strahlte vor Glück. Noch sehe ich sie vor mir: ihr feines Gesicht, das den Ausdruck einer kindlichen Anmut beibehalten hatte, umrahmt von einem Kranz blonden Haares, in dem die Myrtenkrone sich wie ein königliches Diadem ausnahm. Den schlanken Körper umhüllte ein Kleid von demselben lilafarbenen Brokat, den mir ein seltsamer Zufall heute abend in die Hände gespielt hat. Du ahnst nicht, was diese Farbe und die wohlbekannten Linien des Musters in mir für Bilder wachrufen!

Da ich Uda meine Verwunderung über ihren Aufzug nicht verbergen konnte, erzählte sie mir in kurzen Zügen die Geschichte dieses Kleides. Es war einem Familienschatz entnommen, den einst ein Stemhild aus Italien oder Frankreich in seine nordische Heimat gebracht hatte. Dieser Seidenstoff, der immer als Prachtstück in der Truhe lag, ohne daß man eine Verwendung für ihn gehabt hätte, mußte bei den bescheidenen Verhältnissen, die nun in Udas Haus herrschten, das Hochzeitskleid abgeben. So war Armut der Grund, daß Uda heute in einem wahrhaft fürstlichen Gewande zur Trauung fuhr. Seltsam, dies Kleid, das bei tausend andern Frauen unpassend, wenn nicht lächerlich hätte wirken müssen, erschien bei Uda wie etwas Selbstverständliches. Es war, als hätte dieses Geschöpf, das ausah wie

eine Prinzessin des Quattrocento, seit seiner Kindheit nur Samt und Seide getragen, so adelig war die Gebärde, mit der mir Ada beim Einsteigen in den Wagen die Hand reichte.

Es war ein kalter, sonniger Morgen im Februar, an dem wir so Seite an Seite den gewundenen Fahrweg zur Kirche von Rüdersholm hinauffuhren. Der Frost hatte an den Fenstern des Wagens dichte Eisblumen hervorgezaubert, die sich im Schein der Morgensonne ausnahmen wie phantastische Palmenhaine und Korallenriffe.

„Kannst du aus Eisblumen prophezeien?“ fragte Ada, die erst eine Zeit lang stumm die Blicke auf die Spitzen ihrer kleinen seidenen Schuhe geheftet hatte und nun sachte den Kopf erhob.

„Ich habe diese Kunst nie gelernt,“ antwortete ich, verwundert über die unerwartete Frage. „Ich kann nur sagen, daß diese Gebilde, die die Natur hier über Nacht geschaffen hat, schöner sind als alles, was wir Künstler ersinnen können. Und wenn du deine Zukunft aus ihnen ablesen willst, dann muß sie herrlich sein, voller Blumen ...“

„Und Stacheln,“ fiel Ada rasch ein, indem sie auf die Eispitzen deutete, die sich strahlenförmig über das Fenster zogen.

„Stacheln?“ erwiderte ich, peinlich berührt durch den plötzlichen, fast schmerzlichen Ernst, mit dem Ada die letzten Worte ausgesprochen hatte. „Ich sehe keine Stacheln; ich sehe nur Sterne, die in die Blumen hinein strahlen!“ Und als mühte ich Ada von der Richtigkeit meiner Deutung überzeugen, zeigte ich ihr ein vielzadiges Eisgebilde, von dem lange Strahlen ausliefen wie vom Stern zu Bethlehem, den wir von Kind auf aus den Weihnachtsbildern kennen.

Da lachte Ada plötzlich hell auf über meinen Eifer und rief: „Wir sind doch beide immer noch die gleichen Kinder wie vor zehn Jahren, und du scheinst mir nicht das Kleinere zu sein!“ Dann nahm sie fast leidenschaftlich meine Hand und fügte hinzu: „Nicht wahr, wir bleiben auch in Zukunft die alten Freunde?“ Als ich ihr das versicherte, erstaunt über den Zweifel, den diese Frage zu bergen schien, sagte sie halblaut: „Ich will dir ganz offen gestehen,

daß ich erst das Gefühl hatte, wie wenn seit meiner Verlobung unser Verhältnis ein anderes geworden wäre, ja, als habest du vielleicht sogar meine Wahl mißbilligt.“

„Wie kannst du nur so etwas glauben?“ rief ich. „Anud Sandholm ist ein Mann, von dem ich mir das Höchste verspreche und dem ich dich aufrichtig gönne, was ich freilich nicht von jedem sagen könnte. Ich will dir allerdings auch meinerseits nicht verhehlen, daß ich im ersten Augenblick, als ich von eurer Verlobung hörte, nur halb erfreut war, nicht weil ich etwa einem von euch nicht von Herzen das Beste gewünscht hätte, sondern weil ich Zweifel daran hegte, ob ihr, gerade ihr zwei, das Glück finden würdet, das ihr voneinander erwartet. Ich konnte mir damals dich, die zarte kleine Ada, nur schwer an der Seite dieses ungeschlachten Mannes vorstellen, der durchs Leben taumelt wie ein großes Kind, der eines Tages auch bei der stärksten Liebe, deren er fähig wäre, dich über einer neuen malerischen Idee einfach zu vergessen imstande ist. Dazu kommt noch die rein nüchterne Betrachtung, daß du nichts hast und er, soviel ich weiß, ebenfalls nicht viel, was umso schlimmer ist, als deine zarte Gesundheit dir Schonung und Sorgfalt auferlegt. Aber seit ich euch zwei beisammen gesehen habe, sind all meine Zweifel und Bedenken geschwunden. Der bloße Anblick eures Glückes genügt, um jedes andere Gefühl als das der freudigen Anteilnahme in mir zu ersticken. Du kannst also versichert sein, daß meine Glückwünsche durchaus aufrichtig sind und aus tiefstem Herzen kommen.“

Ich nahm Adas kleine Hand, die noch immer in der meinen ruhte, und küßte sie. In diesem Moment erschien die weiße Mauer der Kirche vor uns. Fast erschreckt zog Ada ihre Hand zurück und fing an, in nervöser Hast ihre Handschuhe anzuziehen. Aber der Wagen hielt, ehe sie damit fertig war, und bei dem gewaltsamen Versuche, den rechten Handschuh mit einem Ruck überzuziehen, riß das Leder entzwei.

„Ein gutes Zeichen,“ sagte Anud Sandholm, als er seine Braut am Wagenschlag in Empfang nahm und das Unglück besah. Der feierliche Ernst, mit dem er diese Worte aussprach, machte damals einen starken

Eindruck auf mich. Ich wußte, daß Sandholm wie die meisten Künstler abergläubisch genug war, solchen Dingen eine tiefere Bedeutung beizumessen. Hatte er doch schon am gleichen Morgen ein böses Vorzeichen darin erblickt, daß eine der prachtvollen langstieligen Rosen geknickt war, die er seiner Braut ins Haus gebracht hatte.

In der Kirche hielt der Amtsnachfolger des alten Stembild die Trauung. Wie oft bei feierlichen Gelegenheiten wurde auch damals meine Aufmerksamkeit durch einen lächerlichen Nebenumstand abgelenkt. Der Pfarrer hatte nämlich auf der linken Seite ein Glasauge, und während seiner ganzen Ansprache mußte ich immer dieses Auge betrachten, das in seiner starren, unheimlichen Ruhe all das zu verneinen schien, was das zweite, lebendige Auge sprach. Kalt und trostlos blickte es, wo das andere segnete. Ich war daher froh, als die Zeremonie zu Ende war und wir wieder ins Freie traten.

Erst beim nachfolgenden Hochzeitschmaus, an dem außer einem kleinen Kreis von Verwandten und Freunden auch der neue Pastor teilnahm und sich keineswegs als Weinverächter erwies, wurde ich die häßliche Empfindung los.

Es ging an jenem Nachmittage in dem bescheidenen alten Häuschen der Frau Stembild hoch her. Der mächtige alte Eichentisch — eine Erinnerung an den Pfarrhof — war mit Narzissen geschmückt, und über der Tür winkten grüne Tannenreiser. Es war Farbe und Leben einge-  
zogen in diese sonst so stillen Räume, und auch das alte Klavier, dessen Tasten in letzter Zeit kaum mehr berührt worden waren, kam heute wieder zu neuen Ehren. Den Höhepunkt erreichte die Feier, als Adas Freundin, eine Sängerin aus Kopenhagen, den Gästen das Lieblingslied der Frau Stembild vortrug. Dicke, heiße Tränen rannen der alten Pastorin über die Wangen, als die Künstlerin mit ihrer warmen Stimme die Strophen sang:

Lehre mich, Stern der Nächte,  
Gegen des Himmels Mächte  
Treue Ergebenheit.  
Und deines Wandels Stetigkeit  
Lehre mich, Stern der Nächte.

Lehret mich, Blumen im Garten,  
Meines Sommers zu warten,

Mitten in tiefstem Weh  
Sprossen zu treiben im Winterschnee,  
Lehret mich, Blumen im Garten.

Lehre mich, arme Heide,  
Dede Vogelweide,  
Auch bei kargem Segen  
Treu in der Brust das Lied zu hegen,  
Lehre mich, arme Heide.

Der Pastor, der kurz darauf eine Ansprache hielt, knüpfte an den Gedanken des Liedes an und sprach vom Zusammenhalten in guten und bösen Tagen. Dann erhob sich der Bräutigam, um den Gästen einige Worte des Dankes zu sagen. Er tat es mit sichtlichem Widerwillen und war schüchtern und unbeholfen wie ein Schüler. Aber nachdem er sich mit rotem Kopfe gesetzt hatte, war der Bann der Feierlichkeit gebrochen. Man lachte und scherzte, bis schließlich der Tanz losging.

Ada hatte bisher still und glücklich dagesessen. Nichts verriet ihre Erregung, als das etwas tiefere Rot, das auf ihren Wangen lag. Wie aber der Tanz einmal im Gange war, da kam bei ihr wieder der alte Uebermut zum Ausbruch. Sie gönnte sich keine Ruhe, und als einmal Caro, der braune Hühnerhund, der zur Feier des Tages eine bunte Schleife um den Hals trug, ihr zufällig in die Quere lief, nahm sie das prächtige Tier bei seinen Vorderpfoten und tanzte mit ihm durch den Saal, indem sie ein altes Kinderlied sang, das heute eine ganz besondere Bedeutung erhielt:

Den alten Caro paßt der Schreck,  
Denn draußen hält der Wagen.  
Den Reisekoffer, das Gepäck  
Muß unser Peter tragen.  
Der Postillon im roten Rock  
Sitzt kerzengrad auf seinem Boß.  
Er bläst ... er bläst:  
Tratera, Tratera,  
Trateratatata!

Anud Sandholm, der mit mißmutigen Blicken der Szene zugeesehen hatte, machte dem tollen Spiel ein Ende und führte Ada an ihren Platz. Er hatte für solche Ausgelassenheiten keinen Sinn und war froh, als der Wagen wirklich draußen hielt und er mit seiner jungen Frau davonfahren konnte. Ein Regen von Reiskörnern, den die Hochzeitsgäste nach alter Sitte spendeten, prasselte auf das Dach der geschlossenen Kutsche nieder,

während das Paar einstieg. Dann fuhren die beiden ihrem Schicksal entgegen.

\* \* \*

Von dem Moment an, da die schwerfällige Kutsche mit den Neuvermählten hinter den letzten Häusern von Rüdersholm verschwunden war, hatte ich die beiden für den Zeitraum von ein paar Jahren fast völlig aus den Augen verloren. Ich trieb mich in der Welt umher, und da Knud Sandholm mindestens ebensowenig schreibselig war wie ich selbst, stockte bald jede Korrespondenz. Das einzige, was ich über meinen Freund — von dritter Seite — erfahren hatte, war, daß er mit seiner Frau in einem Häuschen am Dersund lebte und tolles Zeug malte, wie mein Gewährsmann sich ausdrückte. Gleichsam zur Bestätigung des Gesagten wurden mir später einige Zeitungen zugesandt, die Kritiken über eine Ausstellung von Bildern Knud Sandholms enthielten. Diese lauteten nun allerdings nicht schmeicheltastig. Ja, die besprochenen Bilder schienen manche Herren von der Presse so sehr erboht zu haben, daß diese selbst ihrer Würde vergaßen und Artikel schrieben, die eigentlich schon keine Kritiken mehr waren, sondern persönliche Angriffe. Auch an billigem Spott fehlte es natürlich nicht. So meinte einer, man hätte für diese Ausstellung Notausgänge anbringen sollen und was dergleichen geistreiche Bemerkungen mehr waren. Ein anderer sprach von Farhentollwut, und selbst ein Kritiker, den ich als durchaus ernsten und sachlichen Beurteiler kenne, schrieb: „Mir tun vor solchen Bildern die Augen weh.“

Diese Urteile, die darauf hindeuteten, daß Knud Sandholm eine ganz neue Richtung eingeschlagen hatte, wären wohl dazu angetan gewesen, mich mit Besorgnis zu erfüllen, wenn ich nicht zu der Ehrlichkeit und dem gesunden malerischen Instinkt des Künstlers ein so felsenfestes Vertrauen gehabt hätte. Immerhin machten sie mich auf Sandholms neue Bilder sehr gespannt. Einen Augenblick dachte ich daran, an den Maler zu schreiben, aber ich gab diesen Plan bald genug wieder auf, in der Meinung, daß es besser sei, mir erst vor seinen Arbeiten ein Urteil zu bilden. Ich hoffte, dazu bald Gelegenheit zu finden, da ich einen längeren Aufenthalt in

Berlin vorhatte und mit Sicherheit annehmen konnte, auf einer der vielen dortigen Ausstellungen neuen Schöpfungen Sandholms zu begegnen.

Mein erster Gang in der Reichshauptstadt hatte deshalb das Heim der Sezession am Kurfürstendamm zum Ziel. Aber weder hier noch in einer der kleineren Kunstausstellungen war auch nur ein Faden Leinwand von Knud Sandholm zu entdecken. Ich mußte mich daher schon auf die Zeit vertrösten, da ich selbst nach Dänemark zurückkehrte.

Etwas ärgerlich über meine erfolglose Entdeckungsreise beschloß ich, den ersten Abend meines Berliner Aufenthaltes im Variété zuzubringen. Mich hungerte nach meiner langen, öden Eisenbahnreise nach bunten Eindrücken, nach prickelnder Musik und blühenden Pailletten. Und dann bin ich, wie du ja weißt, nicht so sehr fürs Literarische, besonders nicht, seitdem unser nordischer Rebel, an dem wir gerade genug zu Hause haben, sich nun auch glücklich bei euch breit macht. Kurz und gut, ich ging in eines jener großen Variétés, wo man die Garantie hat, neben Akrobaten und dressierten Hunden auch für ein Malerherz tausend Dinge zu finden, die ich persönlich gegen keinen Ibsenabend eintauschen möchte.

Noch sehe ich den prunkhaften Theaterraum mit dem Geflacker der Bogenlampen im bläulichen Zigarettenrauch. Und deutlich entsinne ich mich jeder Nummer des Programms, das sich übrigens durch nichts Ungewöhnliches auszeichnete. Den Anfang bildeten dressierte Seelöwen, die ein Mann in einer blauen Kapitänuniform vorführte. Sie jonglierten mit Clowns-mützen, Zylindern und brennenden Fackeln, balancierten und musizierten auf den Wink ihres Herrn. Die gutmütigen Tiere schüttelten zuweilen ihr glänzendes Fell, wie wenn sie sich gegen die Vergewaltigung sträuben wollten, die man ihnen auferlegte. Aber ein im Bogen zugeworfener und geschickt aufgefangener Fisch besänftigte jeweilen wieder die rebellischen Gemüter. Den Hintergrund zu diesem belustigenden Schauspiel bildete eine griechische Tempellandschaft, und die Musik spielte dazu einen Wienerwalzer. Dann produzierten sich der Reihe nach in

beängstigend drallen Trikots stiernadige Athleten, die Gewichte stemmten und unter feierlichem Trommelwirbel ihre Muskeln spielen ließen, musikalische Clowns, eine Akrobatenfamilie und endlich als letzte Nummer des ersten Programnteils ein Komiker, der in Feuerwehruniform ein sächsisches Couplet vortrug und sich zum Schluß unter ungeheurer Heiterkeit in eine Tirolerin verwandelte.

Dann kam die große Pause, und ich überlegte einen Augenblick, ob ich, noch von der Reise ermüdet, nicht nach dem Hotel gehen sollte. Aber da ich aus Erfahrung wußte, daß die besten Dinge für den zweiten Teil der Vorstellung aufgespart zu werden pflegen, nahm ich mir vor, bis zum Schlusse auszuharren. Zudem war als erste Nummer des zweiten Teiles mit fetten Lettern angekündigt: „Mloda Stenstrup, dänische Liedersängerin“, und ich war, trotz einem starken Mißtrauen gegen dieses Genre, doch freudig gespannt, hier inmitten eines deutschen Publikums den lange vermißten Klang unserer heimischen Sprache zu hören. Kaum war das letzte der Reklamelichtbilder erloschen, die sich während der Pause in ununterbrochener Folge abgelöst hatten, so erklangen im Orchester Weisen aus „Elverhøj“, der hier gänzlich unbekannten, in Dänemark aber umso liebevoller gehegten Oper Ruhlaus. Dann ging der Vorhang in die Höhe, und vor mir stand ein zierliches Gänsemädchen mit kurzem rotem Rock und besticktem Mieder. Das Gesicht war im ersten Augenblick nicht zu sehen, da die Sängerin den Kopf nach einer fetten Gans gewandt hatte, die aus den Kulissen hervorgewatschelt kam und mit dem Rufe „Dippe, Dippe“ angelockt wurde. Dafür konnte man das prachtvolle blonde Haar bewundern, das unter dem roten Kopftuch hervorquoll und in offenen, breiten Strähnen über den Rücken herunterfiel. Während das Mädchen, immer der Gans zugekehrt, die mit Behagen Körner aus ihrer Hand plickte, sich langsam über die Bühne bewegte, erklang von ihren Lippen ein allerliebstes Gänselied. Ich hatte diese Weise, welche die Gänsehirtin auf der Bühne mit weicher Stimme sang, schon von der kleinen

Ada gehört. Und während ich, um mich ganz dem Eindruck des Gesanges hinzugeben, eine Zeit lang die Augen schloß, kehrte in meiner Erinnerung das Bild der Jugendfreundin mit einer Deutlichkeit wieder, wie ich es während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit nie gesehen hatte. Es war aber nicht nur das Lied allein, sondern auch etwas in der Stimme der Sängerin, das mich an die einstige Gespielin erinnerte, und unwillkürlich begannen sich meine Gedanken mit der heutigen Ada zu beschäftigen, drängte sich mir die Frage auf: Wird sie wohl jetzt noch so singen wie früher?

Ich erwachte aus meinen Träumereien erst, als das Lied zu Ende war und brausender Beifall das Haus erfüllte. Nun, wo die Sängerin sich gegen das Publikum verneigte, sah ich ihr zum ersten Mal voll ins Gesicht. Doch was ich erblickte, machte mich plötzlich erschauern. Dieses Gesicht trug die Züge Adas, nicht der Ada, die ich soeben vor meinem innern Auge gesehen hatte, sondern einer Ada, die auf blassen Wangen rote Schminke trug und mit einem starren Lächeln harte Leidenszüge zu verdecken suchte.

Einen Augenblick war ich wie von Sinnen. Hatte ich so lebhaft an meine Freundin gedacht, daß ich nun ihre Züge in dem ersten besten Artistengesicht zu sehen glaubte? Wurde ich das Opfer einer Sinnestäuschung oder war wirklich das Antlitz der Sängerin auf der Bühne Adas Gesicht so erschreckend ähnlich? Daß ich fieberte, bemerkte ich selbst am Beben meiner Hand, als ich zum Opernglas griff, um den Augen zu Hilfe zu kommen. Aber ehe ich das Glas genügend scharf eingestellt hatte, rauschte der Vorhang zum letzten Male nieder.

Beinahe hätte ich „Halt!“ gerufen und überlegte bereits, was ich nun tun könnte, um mir Gewißheit zu verschaffen. Sollte ich der Sängerin am Ausgang des Theaters aufpassen? Da konnte ich sie am Ende verfehlen, und dann war überhaupt die Wahrscheinlichkeit, sie bei dieser Gelegenheit besser zu erkennen als auf der Bühne, nicht sehr groß. Aber sie trat ja jeden Abend auf. Ich nahm mir daher vor, morgen ein Billett in der ersten Reihe

der Orchesterfauteuils zu nehmen und das beste Opernglas, das zu bekommen war, schon zum voraus so einzustellen, daß mir kein Zug des Gesichtes entgehen konnte.

Indessen wollte der Beifall auch jetzt noch kein Ende nehmen, und es dauerte nicht lange, bis der Vorhang noch einmal vor leerer Szene in die Höhe ging, als Zeichen, daß eine Zugabe folgte. Noch nie habe ich einen Augenblick mit solcher Spannung erwartet wie den Moment, da die Sängerin wieder auf die Bühne treten mußte. Alles, was bis dahin geschah, war für mich wie ein Traum. Ich hörte, wie irgend jemand hinter mir sagte: 'Ein hübsches Mädel! Schade, daß sie so stark geschminkt ist!' Ein anderer fand die Idee originell, mit einer Gans aufzutreten, und lobte den Vortrag des Liedes, von dem er leider nur kein Wort verstanden habe. Ich vernahm, wie dazwischen eine fette weibliche Stimme fragte: 'Haben Sie das boxende Ränguruh im Zirkus Busch schon gesehen?' Und ich hörte eben noch, wie an einem Tisch hinter mir Geld gezählt wurde, als plötzlich die Musik einsetzte und vor den Kulissen die Sängerin wieder erschien, diesmal in einem feierlichen, langen Gewand. Ohne daß ich das Opernglas auch nur ansetzte, sah ich, daß es nichts anderes war als das Vila-Brokatkleid, das Ada Stenbild am Tage ihrer Hochzeit getragen hatte. Und jetzt, wo das Haar der Sängerin hochgesteckt und in zwei dicken Flechten um die Stirne gelegt war, gab es für mich keinen Zweifel mehr, daß Ada selbst hier vor mir stand.

War nun ich verrückt oder war es die Welt um mich herum? Es blieb mir indes nicht lange Zeit zum Nachdenken, da die Dame im Brokatkleide nach einem kurzen, getragenen Vorspiel des Orchesters mit voller Stimme einsetzte:

Lehre mich, Stern der Nächte,  
Gegen des Himmels Mächte  
Treue Ergebenheit.  
Und deines Wandels Stetigkeit  
Lehre mich, Stern der Nächte!

Ich saß wie gelähmt. Als aber die zweite Strophe begann und es mir war, als hörte ich eine Seele aufschluchzen bei den Worten:

Mitten in tiefstem Weh  
Sprossen zu treiben im Winterschnee...

da sprang ich unwillkürlich von meinem Sitze auf. Erst die ungezählten Blicke der andern, die sich erstaunt auf mich richteten, brachten mich wieder zur Besinnung. Richtig, es saßen ja noch Hunderte mit mir im Saal, die das Schluchzen der Seele nicht hörten, die nicht einmal Wort und Sinn des Liedes verstanden, sondern sich nur an dem Wohlklang der Stimme, an der reizvollen Erscheinung freuten und ruhig dazu ihre Zigarette rauchten!

Um kein Aufsehen zu erregen, nahm ich meinen Sitz wieder ein, machte mich aber bereit, beim ersten Fallen des Vorhanges hinauszueilen. Was ich draußen eigentlich wollte, wußte ich selbst noch nicht recht. Ich fühlte nur, daß es mich hinaustrieb aus diesem Saal, dessen Wände auf mich einzustürzen drohten, daß ich frische Luft schöpfen und freien Himmel über meinem Haupte haben mußte.

Der Beifallslärm verfolgte mich noch, als ich schon längst im Vorraum stand. Den Plan, Ada am Ausgang zu erwarten, hatte ich endgültig aufgegeben. Ich mußte mir unter allen Umständen Zutritt zur Künstlergarderobe verschaffen, koste es, was es wolle. Aber alle meine Versuche, dahin zu gelangen, scheiterten an der strikten Weigerung der Theaterbedienten. Was indes alle guten Worte nicht vermocht hatten, brachte endlich ein blankes Goldstück zustande, das ich samt meiner Karte einem der silberbetrefften Diener in die Hand gedrückt hatte.

Auf allen möglichen Schleichwegen gelangte ich endlich in die Garderobe von Alvida Stenstrup. Ada — denn sie war es wirklich — saß eben beim Abschminken und blickte mich mit einem seltsamen, schmerzlichen Lächeln an, als ich verlegen nähertrat. Ich hatte Mühe, sie nicht merken zu lassen, wie furchtbar mich dieses Lächeln berührte und wie bestürzt ich war über den Ausdruck ihres Antlitzes, das, nun von der Schminke befreit, erschreckend blaß und eingefallen aussah. Sie schien mir meine Verlegenheit anzumerken und einer peinlichen Frage zuvorzukommen zu wollen, indem sie ganz ein-

sach sagte: „Guten Abend, Jörn; du wirst erstaunt sein, mich hier zu sehen!“

„Allerdings,“ erwiderte ich, immer noch wie im Banne eines wüsten Traumes. Und das einzige, was ich sodann über die Lippen brachte, war die Frage, die mir der Schlüssel schien zu allem übrigen: „Wo ist Knud?“

„Er sitzt in Charlottenlund und malt,“ antwortete Ada in einem Tone, wie wenn dies ganz selbstverständlich wäre. „Eben heute noch hat er mir geschrieben. Vielleicht willst du den Brief selbst lesen, bis ich fertig bin und dir alles in Ruhe erklären kann. Aber hier darfst du nicht bleiben. Erwarte mich unten im Theatercafé, wo ich etwa in einer halben Stunde sein werde. Inzwischen wird dir der Brief bereits einigen Aufschluß geben.“

Sie hatte bei diesen Worten aus ihrem dünnen Mantel, der an der Wand hing, einen Brief hervorgeholt, auf dem ich schon von weitem die großen, kindlichen Schriftzüge Knud Sandholms erkannte. Ich nahm das Schreiben dankend zu mir und drückte Ada zum Abschied die Hand: „Laß mich nicht zu lange warten. Du siehst, ich bin wie vor den Kopf geschlagen!“

„Sei unbesorgt,“ sagte Ada, indem sie wieder das Lächeln zeigte, das mich so sehr entsetzt hatte. „Du sollst bald aus allen Zweifeln heraussein.“

Ich gab Ada nochmals die Hand, ohne ein Wort zu sagen, und ging ins Café. Dort entfaltete ich den Brief, in dem Knud Sandholm sich zunächst für eine Geldsendung bedankte, mit deren Hilfe er nun die dringendsten Rechnungen bezahlt habe. Es sei allerdings auch die höchste Zeit gewesen; denn nicht einmal der Bäcker Nielsen wollte mehr Brot liefern, sodaß sich Knud gezwungen sah, drüben in Ordrup einzukaufen, wo er noch Kredit genoß. Auch die gepfändeten Möbel seien nun wieder frei geworden; Knud habe alles verkauft, was er etwa in Berlin nicht benötigen werde. Wenn es nur schon so weit wäre, daß er reisen könnte!

Dann sollten bald die Rollen vertauscht sein, indem er verdienen werde und Ada nicht mehr im Tabakrauch vor fremden Menschen zu sitzen brauche. Sie möge sich aber auch jetzt um Himmelswillen schonen, so gut sie könne. Wie es mit den Hustenanfällen stehe? Und was die Freundin mache, die Grete oder „Dippe-Dippe“, wie Ada ihre Gans zu nennen pflegte. Knud beteuerte, daß sie — nämlich die Gans — ihm sehr mangle. Dann sprach er von Arbeiten, die er trotz all den Scherereien in der letzten Zeit ausgeführt habe. Er sage aber nichts Näheres darüber und wolle Ada nur etwas neugierig machen. Die ihm übersandten Zeitungen, die einzigen, die er seit Wochen zu Gesicht bekommen, hätten ihn mächtig interessiert. Wie stolz er sei auf Adas Erfolge! Die Blätter würden sich indes bald auch mit ihm zu befassen haben. Er glaube, daß es nach der nächsten Geldsendung bereits zur Reise reichen werde. Aber er wolle lieber noch etwas zuwarten, als daß Ada sich ihrer nötigen Mittel in Berlin beraube. Nur Geduld — schloß Knud — nächstens werde er ja selbst ein Arösus sein und sein Gänsemädchen königlich belohnen! So ungefähr lautete das krause Schreiben, das mir Ada in die Hand gedrückt hatte.

Ich las die Zeilen zweimal, dreimal. Das war ganz die Art Knud Sandholms, wie ich sie selbst von seinen seltenen und kurzen Briefen her kannte. Und doch konnte ich den Inhalt des Schreibens immer noch nicht fassen. Je länger ich über ihn nachdachte, desto mehr stieg mir das Blut zu Kopf. Was, dieser Riese von Mann, der für zehn arbeiten konnte, schickte ruhigen Blutes seine zarte Frau in die Welt hinaus, um sie das Geld für ihn und sich selbst verdienen zu lassen? Mein nach Berlin und — ins Variété! Und fragt ganz ruhig: Was macht der Husten? Und will Ada neugierig machen, was er in der Zeit gemalt hat, wo sie das Geld für seine Schulden verdient! Nein, das war zu unglaublich, zu ungeheuerlich!

(Schluß folgt).

### Sprüche über Schuld.

Niemand kann dir ein Unrecht zufügen: er fügt es immer nur sich selbst zu.

Verzeihe jedes Unrecht; denn du selbst bist immer im Unrecht!

Immanuel Limbach, Zürich.